In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 75. Posen, den 30. März 1928. 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Mit leisem Herzpochen sprach er so schonend als möglich von den ragenden Passiven der Firma. Es gab übrigens auch kein Entrinnen, denn Ronald hatte das „vertrauliche" Gespräch mit der Frage eröffnet:

„Nun, mein Junge, wie stehen die Geschäfte?"

Als Robert den Stand einigermaßen verständlich dargelegt hatte und nun mit einigem Angstgefühl auf den väterlichen Freund starrte, fielen ihm bei dessen völliger Unberührtheit von der lichtlosen Eröffnung etliche Mühlsteine vom Herzen.

Ronald saugte einige lange Züge aus der Henry Clay, stieß seelenruhig sechs formvollendete Rauchringe zur Decke, die sich im Fluge kreuzten, durcheinander schlüpften, verringelten, vereint weiterzogen, und sagte dann mit verständnisvollem Kopfnicken:

„Genau wie ich vermutet habe. Ihr seliger Vater machte mir bei meinem letzten Hiersein schon Andeutungen, die mich seine prekäre Lage erraten ließen. Und Ihr Brief gab mir die letzte Gewißheit. Tut aber nichts. Wieviel glauben Sie, ist nötig, um die Firma wieder flottzumachen?"

Er blies wieder sehenswürdige Ringe.

Bob zauderte. Dann gestand er mutig: „Etwa eine Million Dollar."

Er hatte Staunen, Bestürzung, Unmut erwartet. Doch er hatte sich getäuscht.

„Hm," machte Jeremia gemütlich, „eine Million. Allright."

Wieder polterten einige — die letzten — Mühlsteine aus Roberts Brust.

Bei Gott, der kleine Mann da vor ihm war groß!

Ronald warf den Zigarrenstummel in die Bronzeschale. Bob sprang auf und bot ihm eine andere, reichte ihm Feuer, der Alte paffte sie umständlich und fürsorglich an und begann von neuem:

„Das Geschäft an sich ist gut —"

Eifrig bestätigte Bobby.

„Und ich brauche es. Sehen Sie, mein Junge, ich sitze da im Hinterland und produziere schöne prima Baumwolle. Sie sitzen am Ausfalltor zur Welt und werfen sie auf die Erdkugel hinaus. Wir bauen die Ware, Sie bringen sie unter die Leute. Ohne euch sind wir nur halb, ohne uns seid Ihr nur halb. Ich liebe Halbheiten nicht. Aber zwei Halbe geben ein Ganzes. Schaffen wir dieses Ganze."

„Mit Freuden," entfuhr es Bob unbedacht.

„Und nun kommt das Wichtigste, mein Junge."

Robert wußte, was jetzt kam. Die Liebe, das war das Wichtigste. Er versuchte krampfhaft, hoffnungsvoll dreinzublicken.

„Es ist doch immerhin möglich, daß meine Tochter Ihnen nicht gefällt," bedachte Ronald.

„Oh," wehrte Bobby matt.

„Daß ihr Herz nicht spricht."

„Die Herzen sich nicht finden," ergänzte Robert für sich und versuchte herzlich, ungläubig zu lächeln.

„Möglich ist es immerhin," beharrte Jeremia, „und ohne Liebe werden weder Sie noch mein Kind heiraten."

„Selbstverständlich nicht!" stieß der junge Brook mit bleicher Ueberzeugung hervor.

„Auch in diesem Falle würde ich Ihnen die Million vorstrecken."

Bobby blieb der Atem fort.

„Wa — a —?!"

Ronald nickte.

„Oh!" rief Robert abermals. Doch diesmal war es ein Jauchzen.

Und als er wieder vollends über seine Atmungsorgane verfügte, sprudelte er hervor:

„Sie würden — auch wenn die Ehe nicht zustande käme?! Mr. Ronald — Sie sind — Sie sind — Sie sind groß — noch größer, als ich dachte — bewundernswert —"

Ronald sah ihn mit kaum verhehltem Sarkasmus an.

„Meine Tochter scheint Ihnen nicht allzu starke Empfindungen einzuflößen," sagte er mit einem trockenen Lächeln.

„Oh doch — doch!" versicherte Robert eiligst. „Sie ist ein reizendes Mädchen — wirklich ganz reizend. Nur daß Sie auch ohne verwandtschaftliche Bande die Million — nicht wahr —? Ganz abgesehen von der Liebe — imponierend — unerwartet das Geschäft wieder flott —"

Er verhedderte sich unlöslich.

Jeremia tat feinfühlig, als merke er nichts. Geschäftsmäßig erklärte er:

„Ich habe Vertrauen zu der Sache und zu dem Sohne meines alten Freundes Brook. Natürlich würde ich Teilhaber werden —"

„Natürlich."

„— und einen meiner Leute als Vertreter in Ihre Firma einsetzen. Das soll kein Mißtrauensvotum gegen Sie bedeuten, mein Junge."

„Natürlich nicht."

„So. Das wäre das Wesentlichste. Und morgen werde ich mir mal Ihre Bücher ansehen."

Damit erhob er sich.

Robert fühlte sich bewogen, noch einige Worte des Dankes zu sagen. Es wogte und wallte mächtig in ihm. Doch Ronald schritt schon auf die Tür zum Salon zu. Da blieb Bob nichts übrig, als seinen Dank in Zuvorkommenheit umzumünzen.

Er eilte zur Tür und riß sie mit dem Pflichteifer eines gutgeschulten, aufmerksamen Kammerdieners auf. Doch er prallte zurück.

Denn eng beieinander auf dem kleinen grünseidenen Sofa saßen Florence und der Polizeimensch.

Ohne jede Verlegenheit, als wäre dieses traute Nebeneinander ein harmloses, viel geübtes Gesellschaftsspiel, sprang das Mädchen auf, eilte auf die Eintretenden zu, warf eine blaue warme Woge von Zärtlichkeit über den Hausherrn und rief:

„Kommt Ihr endlich! Papa, wie konntest du mir Bob" — Bob sagte sie — „so lange entziehen! Der ganze Abend ist mir verdorben."

Dabei faßte sie Roberts Hand und zog ihn zu demselben grünseidenen kleinen Sofa, das Bill Hoot langsam und widerstrebend unter ihrem befehlenden Blicke räumte.

Sie setzte sich, zwang ihren Gefangenen neben sich nieder und begann lebhaft zu plaudern. Dabei verführte der Platzmangel des Möbelstückes zu unwillkürlichen, liebsamen Begegnungen ihrer gegenseitigen Extremitäten. Sanft und anschmiegend streifte des Mädchens kosender Körper ihren Nachbar. Doch der blieb kalt, züchtig und spröde.

Billy aber, dessen scharfen Polizeiaugen diese versuchte Brandstiftung nicht entging, ward finster und einsilbig. Er bedachte nicht, der Undankbare, daß auch er kurz vorher die lebendigen Wonnen des engen Gefühles genossen hatte. Bald brach er verbittert auf. Er war kein Flagellant und der Selbstzerfleischung abhold.

Bob gab dem Gaste das Geleit. Florence aber blickte ihm erheitert nach und rief dem Vater belustigt zu: „Ich glaube wahrhaftig, Bill ist eifersüchtig! Der gute dumme Junge!"

Als Bob in sein Schlafzimmer kam, machte er einen Freudensprung über die hohe Lehne eines großen Polstersessels. Es war eine Championleistung auf dem Gebiete der Leichtathletik. Dann tanzte er aufgeregt im Zimmer umher und rief: „Drei Cheers für den famosen alten Herrn! Jeremia Ronald hipp — hipp — hipp-hurra!"

Er brüllte so laut, daß die Wände widerhallten und Florence, die gerade unter ihm ihr Zimmer hatte, verwundert aufhorchte.

Er war selig. Nun war alles gut. Gut und furchtbar einfach. Der Alte gab die Million, auch wenn er das Mädel nicht heiratete.

Das Geschäft war gerettet. Der Ruin vermieden. Des Vaters Gedächtnis vor Schande bewahrt. Die Tiefen der Albany Street würden ihn nicht verschlingen. Er konnte weiter sein frohes ungetrübtes Junggesellenleben führen. „Jeremia Ronald — hipp — hipp — hipp-hurra!"

Wieder hörte Florence zu ihren Häupten den nächtlichen ruhestörenden Lärm und — lächelte.

Während Robert sich auszog, kritisierte er seiner Gast. Sehr nett — ein bißchen — hm, draufgängerisch nun ja, er hatte es ihr halt angetan — aber nichts für ihn. Er würde in einigen Tagen dem braven Jeremi offen und ehrlich seine Meinung sagen. So schlimm wo das weiter nicht. Schließlich war dieser Polizeimensch auch nicht zu verachten. Als Lückenbüßer machte er sich immerhin ganz leidlich. Das würde das verliebte Ding schon einsehen, wenn sie erkannte, daß er, Bob, für sie nicht zu haben war.

Ganz so angenehm, wie er ihm im ersten Augenblick erschienen, war dieser Bill Hoot bei näherem Umgang eigentlich nicht. Es war im Grunde eine bodenlose Frechheit von ihm, unter seinem Dache mit seiner Braut — Hoot hatte in jedem Falle mit dieser Möglichkeit zu rechnen — schmachtend zu liebäugeln.

Uebrigens hatte Florence verflucht dicht bei ihm gesessen, als er in den Salon getreten war! Sie schien ja sehr liebebedürftig, die junge Dame aus dem Süden. Allerdings war sie sofort zu ihm übergegangen mit wehenden Fahnen.

Aber alles das war höchst gleichgültig. Habeat — wie die Lateiner und sie auf dem College gesagt hatten — mochte er sie haben. Er überließ sie ihm — er war edelmütig — er achtete ältere Rechte — ihm waren Aussprüche des Gespielen aus Kinderjahren heilig.

Noch im Eindämmern flüsterte er Sprüche fröhlicher, sorgenbefreiter Großmut.

IV.

Doch am nächsten Morgen erwachte Robert Brook mit dem widrigen Gefühl harrender Unannehmlichkeiten. Durch die Dielen seines Schlafzimmers drang übermütiges Trällern zu ihm empor. Da wußte er plötzlich wieder alles.

Das war das Mädchen aus dem Süden, das beim Ankleiden sangesfroh die Sonnne grüßte. Und jetzt, im hellen Tageslichte, das durch die Fenster aufdringlich hereindrang, trugen die Gesichte der vergangenen Nacht ganz andere, ernste, mürrische Züge.

Es war ein Unsinn, zu glauben, er sei nun frei, weil der Vater ihn retten wollte, auch ohne Verlobung und Heirat. Das Mädel liebte ihn. Deutlicher konnte man Vernarrtheit nicht zeigen. Wie sie da neben ihm auf dem kleinen Sofa gesessen und ihre erwachte Sehnsucht an ihm gewärmt hatte! Und überhaupt! Nein, sie liebte ihn, und alle Bill Hoots waren ihr Hekuba. Sie wollte kein Surrogat, sie wollte keinen Ersatzmann. Ihn, Robert Brook, wollte sie mit Haut und Haaren. Basta!

Und er? Konnte er die Tochter des Mannes, der ihn vor Schande, Not und Elend bewahrte, mir nichts, dir nichts vor den Kopf stoßen?! Konnte er vor dem Vater, der diese stürmische Liebe seines einzigen verwöhnten, abgöttisch geliebten Kindes miterlebte, hintreten und erklären: „Ich nehme dankend Ihre Million, Ihre Tochter aber lehne ich ebenso dankend ab?" Unmöglich. Ganz unmöglich.

Er saß gerade im Bade, als ihm diese Unmöglichkeit klar wurde. Wütend sprang er aus der Wanne, daß die Wasser weit über den Marmorboden brandeten.

Ausgeschlossen. Das konnte er nicht und kein Mann, der nicht gerade ein Gemütsrohling war. Er konnte seinen Retter, seinen zukünftigen Sozius nicht derart brüskieren in seinem einzigen Kinde.

Ja, was aber dann? Was dann?

Hilflos starrte er in den Rasierspiegel, vor dem er sich betätigte. Was aber dann?

Als er die Krawatte band, kam ihm der erlösende Gedanke. Daß er auf diesen Ausweg aus allen Wirrungen nicht längst verfallen war! Bisweilen schläft auch nicht nur der Vater Homeros. Es gab nichts Einfacheres als diese Befreiung aus dem umschlingenden Netze.

Sie mußte ihn abweisen. Sie mußte bei einem Vergleich erkennen, daß Billy Hoot der weit Erstrebenswertere war. Gewiß, Bob Brook verhehlte sich nicht, daß die Umsetzung dieser genialen Idee in die Wirklichkeit einigen Schwierigkeiten begegnen würde. Auch der hohe ovale Stehspiegel, vor dem er den Schlips musterte, sagte ihm das. Er war doch ein verdammt hübscher Bursche. Und so leicht würde Florence sich nicht auf eine andere Fährte treiben lassen.

Aber das war letzten Endes wie bei jeder Ueberführung einer Idee in die Praxis, nur Frage der Technik und des Verfahrens.

Er würde klug und listig zu Werke gehen. Würde so unausstehlich sein, daß er jedes letzte Fünkchen Liebe in ihrem Herzen zertrat. Er würde den dummen, frechen Tölpel spielen. Jawohl. Und dann mußte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn sie ihm nicht schließlich den ersehnten Korb verabreichte.

Dann wusch er seine Hände wie Pilatus in Unschuld.

Doch so einfach, wie er es sich gedacht hatte, waren die Finessen der Verstellung denn doch nicht. Das erkannte Robert schon im Frühstückszimmer, in dem ihn Jeremia Ronald seifenduftig und rosig erwartete. Gleich darauf trat auch Florence ein, hübscher noch als gestern, mit morgenblanken Augen, sonnenfrischen Wangen und einem erwartungsfrohen Lächeln auf den jungen, feuchten Lippen.

„Ich habe herrlich geschlafen," rief sie, trat auf ihn zu und streckte ihm mit der begrüßenden Demut, mit der in alten Tagen die Tochter des Bürgermeisters dem neuen, jungen Könige den goldenen Schlüssel seiner Hauptstadt überreichte, beide Hände entgegen.

„Wundervoll schläft man in diesem Hause. Ach, überhaupt dieses Haus! Wie glücklich wäre ich, Robert, wenn ich immer hier bleiben dürfte!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Abenteuer auf der Plaza.

Von Franz Donat.

Ich war nun wieder in Asuncion. Die meiste Zeit verbrachte ich auf der Placa, wo ich auf einer Bank unter Schattenbäumen saß und das Leben und Treiben der oberen Zehntausend, die dort promenierten, oder auch die Gläubigen beobachtete, denn der Plaza gegenüber liegt die Mätriz.

Heute war Prozession. Weißgekleidete Mädchen trugen den Heiligen, der unter einem himmelblauen Baldachin thronte; der Pater mit den Ministranten schritt vor dem Zuge her.

Ich war in das feierliche Bild und in die frommen Gesänge vertieft und erschrak, als in meiner nächsten Nähe eine Dame gellend aufschrie. Ein verdächtig aussehender Kerl hatte ihr eine kleine Handtasche entrissen, und nun stand sie hilflos da und drohte in Ohnmacht zu sinken.

Ich war mit einem Satz hinter dem Dieb her und entriß ihm seinen Raub wieder. Doch nun gab es eine böse Balgerei, bei der mein Gegner ein langes, spitzes Messer zog, mit dem er mir die Haut ein wenig ritzte. Sein Handgelenk knackte, die Waffe fiel zur Erde und, von einem Fußtritt befördert, flog er selbst in den Straßengraben.

Die Dame sprang hinzu und riß ihr Eigentum wieder an sich. Ich bekam weiter keinen Dank von ihr als einen strahlenden Blick aus zwei tiefdunklen, hinter einem dichten Schleier verborgenen Augen.

Dann war sie auch schon in eine der neben dem Bürgersteig in langer Reihe haltenden Kutschen gesprungen, die mit ihr davonjagte.

Ich stand da und hielt das Messer in der Hand, das ich sofort vom Boden aufgerafft hatte, und war ganz verblüfft über dieses Benehmen eines gutgekleideten Menschen.

Doch es blieb mir nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn zwei Polizisten, die ich vorher schon in der Nähe stehen sah, kamen auf mich zugerannt und nahmen mich fest.

Ich erklärte ihnen, daß das Messer nicht mir, sondern dem Dieb gehöre, den ich niedergeschlagen hätte.

Es half nichts, ich mußte mit. Diese Ungerechtigkeit dünkte mir denn doch etwas zu stark. Statt des Individuums, das sich noch in nächster Nähe herumtrieb und auf das ich sie aufmerksam machte, verhafteten die Soldaten mich und ließen jenen laufen.

Ich wußte damals noch nicht, welche Bewandtnis es mit der ganzen Szene hatte, und war deshalb über diese Rechtsverdrehung erstaunt und empört.

Als ich mich jetzt sträubte, den Soldaten zu folgen, zog der eine seine Plempe und schnellte mir ein paar Negerrechte damit über. Was sollte ich machen? Ich besaß keine Waffen, und schon drohte der ganze fromme Zug in Unordnung zu geraten, denn man war aufmerksam auf uns geworden. Der Fall mußte sich ja aufklären, und ich entschloß mich daher mitzugehen.

Als ich unterwegs einem Deutschen begegnete, den ich von der Herberge her kannte, rief ich ihm zu, sofern ich bis zum Abend nicht dort sei, möge er die Gesandtschaft benachrichtigen, damit diese Schritte zu meiner Befreiung unternehme.

Er konnte mich gar nicht erst fragen, was das alles zu bedeuten habe, denn die Soldaten machten schon drohende Gesten und verboten uns, weiter miteinander zu reden.

Und wieder einmal schloß sich der Kerker hinter mir. Diesmal kamen mir seine Insassen fröhlich entgegen, denn mein nagelneuer Anzug und meine blankgewichsten Stiefel verfehlten ihren Eindruck nicht.

Ich hatte mich auf eine Pritsche gesetzt und, den Kopf in die Hände gestützt, brütete ich vor mich hin.

War das doch sonderbar! Während meines fast zehnjährigen Aufenthalts in Südamerika hatte ich, außer einmal in einem kleinen Wildnisdörfchen, nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt. Und hier in Paraguay, wo man doch offensichtlich deutschfreundlich war, saß ich nun schon das zweitemal hinter Schloß und Riegel. Schlimm konnte es ja nicht werden; ein Justizirrtum, der sich aufklären mußte.

Was war doch das für ein Weib gewesen, dem ich den Ritterdienst geleistet hatte. Gewachsen war sie wie eine junge Tanne und hatte einen Körperbau wie eine antike Göttin. Und dieser Blick! Ich konnte ihn nicht vergessen. Wer mochte nur diese geheimnisvolle Unbekannte gewesen sein, die kein Dankeswort für mich übrig hatte, obwohl ich doch wirklich viel für sie wagte. Der Kerl mit dem Raubvogelgesicht hätte mich mit seinem langen Messer doch beinahe erstochen. Ich griff nach der kleinen Wunde, die ich bei unserem Handgemenge davontrug, und dachte, als ich das Blut an meinen Fingerspitzen sah, „Undank ist der Welt Lohn."

Das Schönste war, daß ich nun gar noch hier saß, als hätte ich etwas verbrochen; und dabei war ich doch ein Beschützer der Unschuld.

Unschuld ist vielleicht nicht das richtige Wort, denn in diesen flammenden schwarzen Augen, die für Sekundenlänge auf mir geruht hatten, glühte die Erkenntnis des Lebens. Aber daß es ein herrliches, hochstehendes Geschöpf war, sagten mir Herz und Verstand.

„Weshalb sind Sie hier?"

Ich fuhr aus meinen Grübeleien empor. Vor mir stand ein junger Mann, der diese Frage an mich richtete.

„Ich weiß es nicht, lieber Freund."

Der lachte spöttisch und meinte, da gehe es mir wie ihm und den andern, denn sie wüßten auch nicht, warum man ihnen den gar nicht sehr bequemen Unterkunftsort angewiesen habe.

„Nun, Sie werden schon wissen, weshalb man Sie hier festhält," erwiderte ich ärgerlich, denn ich sah, der Sprecher hielt mich für einen würdigen Genossen.

Da pfiff er zwischen den Zähnen und sagte: „Natürlich weiß ich, unter uns gesagt, so gut wie Sie, welchem Umstand ich dies Freiquartier verdanke."

Obwohl der vor mir Stehende keinen guten Eindruck auf mich machte, so war es mir doch unbehaglich, von ihm für einen in Haft sitzenden Bösewicht gehalten zu werden, und ich erzählte ihm den ganzen Vorfall auf der Plaza.

Als ich geendet hatte, lachte er aus vollem Halse. „Das nenne ich die Sache geschickt deichseln. Also jener andere wollte die Tasche stehlen, und Sie wollten es nicht dulden? Sie kommen sicher aus Buenos Aires? Hätten wir uns doch dort schon getroffen, wir hätten manches Geschäftchen gemeinsam betreiben können."

Weiter kam er nicht, denn ich gab ihm eine schallende Ohrfeige. Er wollte mir diese nicht schuldig bleiben, kam auf mich los, und es gab ein schreckliches Würgen und Balgen.

Die Wache riß die Tür auf, um dem Spektakel ein Ende zu machen. Ein Offizier kam angelaufen. Die übrigen Insassen des Gefängnisses waren alle gegen mich und bezeugten, daß ich zuerst geschlagen habe.

Ich wurde nun von dem Offizier verhört; ich erklärte ihm, daß man mich unschuldig hierher gebracht habe, und der junge Mann den Fall, den ich ihm erzählte, zynisch so habe drehen wollen, als ob ich ein Fachmann der Gaunerei sei, der geschickte Ausflüchte wisse.

Der Offizier sah mich finster an. „Bringt den Kerl in eine andere Zelle!" befahl er einigen Soldaten.

„Mein Herr," entgegnete ich, „die deutsche Gesandtschaft weiß schon, daß man mich hier gegen jedes Recht und Gesetz festhält."

„Wer hat den Mann hier eingeliefert?" wandte er sich jetzt an die Leute. Sie nannten die Namen von zwei Soldaten, die er sofort vom Wachtlokal kommen ließ.

„Was haben Sie Ihrem Landsmann gesagt, als Sie von den

„Ich bat ihn, die Gesandtschaft von meiner Gefangennahme zu

Soldaten hierher transportiert wurden? fragte er mich dann.

benachrichtigen."

„Was ging Sie der Vorfall auf der Plaza an?"

„Wenn Sie als Offizier eine derartige Frage an mich stellen, dann kann ich mich allerdings nicht mehr über Ihr Benehmen wundern, Herr Leutnant; doch ich hätte nicht geglaubt, daß in dieser guten Stadt die Diebe und Gauner behördlichen Schutz genießen."

Er war einen Augenblick unschlüssig; dann befahl er seinen Untergebenen, mich laufen zu lassen. Sie brachten mich bis an das Tor, der eine versetzte mir einen Tritt von hinten, und ich stolperte auf die Straße hinaus.

Ich machte drei Kreuze und ging meiner Wege.

Auf der Herberge angelangt, kam gerade mein Landsmann von der Gesandtschaft zurück, die er von meiner Verhaftung benachrichtigt hatte.

Damit es keinen unnötigen Alarm gab, ging ich schleunigst dorthin, denn soweit ich den Gesandten kannte, war er sicher nicht der Mann, der einem Deutschen schweigend Unrecht antun ließ.

Ich traf ihn persönlich und erzählte den Vorfall, der sich auf der Plaza zugetragen hatte. Er wiegte nachdenklich den Kopf und meinte: „Es kommen hier im Lande oft sehr undurchsichtige Dinge vor."

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Strecker und Schröder, Stuttgart, sind diese Auszüge dem Buche „An Lagerfeuern deutscher Vagabunden in Südamerika" von Franz Donat entnommen.)

Ueberall Europa.

Von Hans Reiser.

Folgendes Erlebnis des Landstreichers Eherpens Binscham entnehmen wir dem herrlichen Vagabundenroman „Binscham"*:

„Je öfter das Schicksal Binscham aus dem Ausland nach Deutschland zurückwarf, desto brennender trieb es ihn wieder fort. Da half kein Rat und keine Erfahrung, keine Not und kein Bedenken, da gab es kein Halt und kein Hindernis.

Er stapfte neben einer Postkutsche her, der Postillion war abgestiegen, weil es bergauf ging, und sie unterhielten sich. Vom Tippeln und Vagieren und vom Ausland. Der Postillion wußte auch einiges. Er war in der Fremdenlegion gewesen und hatte dort eines Tages in den Sack gehauen.

„Ja, ja," sagte er, „es hat heutzutage seinen Haken! Ueberhaupt —!" und er knallte, was er noch hatte sagen wollen, mit der Peitsche in die klare Winterluft hinaus.

„Na ja," sagte Binscham, „du hast halt genug."

„Wo willst du denn aus Deutschland hinaus?" fuhr der Postillion grimmig fort. „Sind vielleicht in der Schweiz, in Polen, in Tirol, in Böhmen, in Schlesien, am Rhein, in Holland keine Grenzwächter, Blitzableiter, Soldaten, Grünfräcke? Wie hinaus-

*) Das Werk wird an die Mitglieder der Deutschen Buch-Gemeinschaft (Berlin SW 61, Teltower Str. 29) geliefert. Für den vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von 4,20 M. erhält man einen prächtigen Halblederband und außerdem eine illustrierte Zeitschrift 14tägig zugesandt. Alles erfolgt portofrei ins Haus.

kommen aus der Mausefalle? Mit deiner Muft, ohne Papier und ohne Draht? Oder hast du falsche Flagge?"

„Nichts".

„Also! Bei Nacht und Nebel übers Gebirge kraxeln? Erfrieren, Hals und Bein brechen? Du kannst dich von einem französischen Grenzwächter niederschießen lassen oder von einem tschechischen oder von einem polnischen, was dir lieber ist. Und wenn du draußen bist, dann kommen sie: Ah, hab' die Ehre, guten Tag zu wünschen! Wünsche gut geruht zu haben, Herr deutscher Landstreicher! Gott sei Dank, daß du da bist, wir warten schon lang darauf, daß wir dich futtern dürfen!"

Der Postillion ließ seine Peitsche durch die Luft sausen, daß die Pferde erschrocken anzogen.

Binscham sagte keinen Ton.

„Ewig den Hasen machen?" fuhr der Postillion wütend fort, „hochgehen, aus einem Kittchen ins andere? Mein lieber Freund! Und dann die Hauptsache: Wie aus Europa hinaus? Kannst nichts, gibt's nicht! Abgeschafft! Aus!"

„Warum nicht?" lachte Binscham.

„Ist vielleicht Amerika was anderes als ein englischer, spanischer, portugiesischer, französischer, deutscher, italienischer Salat? Algier, Tunis, Marokko, Madagaskar — französisch! Angola, Ostafrika portugiesisch! Kongo belgisch! Tripolis italienisch! Sudan, Aegypten, Somaliland, Ostafrika, Transvaal englisch! Von Kapstadt bis Tunis kein Fleck so groß wie mein Fingernagel, der nicht den Europäern gehört!"

„Es gibt schon noch Länder, wo die Affen noch nicht hingekommen sind", meinte Binscham.

„Indien englisch! China oder Australien, Nordpol oder Südpol, Neger oder Indianer, es kommt alles so europäisch auf die Welt wie in Holzhausen! Tout la même chose! In Asien sind Europäer gelb angestrichen, in Afrika und Australien braun und schwarz, und wo du hinspuckst, ist ein Engländer. Warum bis nach Java fahren, wenn ich Mynher Dickenbauch seinen Schnaps saufen sehen will? Das kannst du in Amsterdam für das halbe Geld haben. Ausland, Ausland — es gibt kein Ausland mehr! Die Weltkugel besteht nicht, wie die kleinen Kinder in der Schule lernen, aus fünf Erdteilen, sondern aus Europa. Wer ins Ausland geht, der kommt in Europa an. Von Melbourne bis Brisbane begegnest du mehr Weißen, als wie von Trostberg bis Traunstein, und wenn du ganz Australien abgrast, dann findest du nicht mehr Wilde als zwischen Eggstädt und Truchtlaching. Ja, alter Freund, wer heute aus Europa hinaus will, der muß aus der Welt hinaus! — Ariwedertschi! Salü! Mach's gut!"

Mit diesen Worten war der kuriose Postillion auf den Bock geklettert, denn die Anhöhe war erreicht, und die Pferde trappelten lustig davon. Binscham hatte von dem neuartigen Geographieunterricht weder etwas verstanden, noch war er im geringsten nach seinem Sinn. Er pfiff sich eins, und der gelbe Kasten war kaum hinter der Waldecke verschwunden, da war er auch schon vergessen."

Jack London und die Dame.

Von Quiguerez.

Jack London, der große amerikanische Dichter, kam auf einer seiner letzten Weltreisen auch nach London. Man gab ihm zu Ehren ein kleines Souper bei einem bekannten Kritiker. Nach dem Essen zwangloses Zusammensein, während man Tee trinkt. Es bilden sich Gruppen, man flaniert durch den Garten, man verliert sich in Gespräche zu Zweit. Eine Dame weicht dem gefeierten Reiseerzähler nicht von der Seite.

„Und Aegypten? Sie müssen mir noch ein Wort von Aegypten sagen, ja? — Wie war es dort?"

Jack London ist dieser Fragerei, die unausgesetzt an seine Ohrmuschel trommelt, schon herzlich überdrüssig. Aber er antwortet: „Mein Magen hat Aegypten nicht vertragen, leider."

„Ihr Magen?"

„Ja. Die Milch in Aegypten spottet jeder Beschreibung. Ich mußte nämlich auf ärztliche Anordnung viel Milch trinken. Aber was man als solche mir vorsetzte — das war ein elender Absud. „Eure Kühe sind doch seit Jahrtausenden heilig und geben eine derartige Milch?" so brüllte ich endlich eines Tages dem Kellner zu und schmiß ihm die Tasse an den Kopf. Selbstverständlich mußte ich binnen vierundzwanzig Stunden das Land verlassen —"

„Hatten Sie ihn denn verletzt?"

„Nein. Aber ich hatte die Kühe beleidigt."

„Wie schade! — Wohin sind Sie von dort gereist? Sicherlich nach Arabien!"

„Sie haben es erraten!"

„Ach, wie ich Sie beneide; wie unbeschreiblich phantastisch muß Arabien doch sein, dieses Land der Wohlgerüche und Märchen! Erzählen Sie mir, wie Sie es gefunden, ja?"

„Eine bittere Enttäuschung, glauben Sie mir!"

„Nicht möglich!"

„Und wie! In ganz Arabien bekommen Sie kein frisches Gemüse. Was man Ihnen vorsetzt, alles ist Büchsengemüse. Sie bekommen dort Kohl zu essen, der fünf, sechs Jahre alt ist. Von den Karotten will ich lieber gar nicht reden —"

„Aber die biblischen Reminiszenzen — Sie gingen doch sicherlich auch nach Palästina, nicht? Wenn ich mir vorstelle, ein Poet wie Sie, und erschaut nun plötzlich das gelobte Land! Sie müssen mir diesen erregenden Moment schildern, ja?"

„Ich hatte während des ganzen Aufenthaltes in Palästina Bauchweh."

„Wie??"

„Das läßt sich dort nicht vermeiden. Sie bekommen in ganz Jerusalem nicht einmal ein genießbares Butterbrot. Das Brot ist trocken wie Staub, und die Butter ist ranzig. Kommt dazu, daß die anderen Nahrungsmittel ebenso ungenießbar sind; denn das Fett ist zum Erbrechen, und wenn Sie verlangen, daß Ihnen der Koch in Butter koche, nun, so kocht er eben in ranziger Butter. Das einzige, was Sie dort halbwegs verdauen können, ist Zichorie."

„Zichorie?"

„Ja. Aber auch die ist lange nicht so nahrhaft, wie ich es nötig gehabt hätte. Der Nährgehalt der Zichorie, den mir mein Arzt vorgeschrieben —"

Worauf die Dame plötzlich vom Orient genug hat und das Gebiet wechselt:

„Wie gefällt es Ihnen bei uns in London?"

„Gut."

„Finden Sie es sehr verändert?"

„Sehr."

„Ach, das müssen Sie mir erklären! Inwiefern finden Sie London verändert?"

„Das Gras im Hyde-Park schmeckt mir nicht mehr."

„Wie??"

„Weiß der Teufel, ob ich mir das einbilde oder ob es seine Richtigkeit hat — aber das Gras im Hyde-Park ist nicht mehr von jener Qualität, die es einst hatte. Ach, wie hat es doch vor fünfzehn Jahren gemundet! Und heute — nun, den Kühen scheint es ja noch immer zu schmecken. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß es irgendwo so viel Kühe gibt wie hier in London, und daß sie mit einem solchen Appetit das Gras im Hyde-Park —"

Aber hier soll sich die Dame zum tiefsten Bedauern des Dichters plötzlich empfohlen haben.

Aus aller Welt.

Eine russische Stadt wird nach dem Dichter Gorki benannt. Anläßlich des 60. Geburtstages des Dichters Maxim Gorki (20. März) nahm die russische Regierung die Umbenennung der Stadt Woropanowo, in der Provinz Stalingrad, in den Namen Gorkio vor. Gorki hat sich in dieser Stadt im Jahre 1890 als Arbeiter aufgehalten. Die russische Regierung wird ferner im nächsten Monat Briefmarken mit dem Bilde Gorkis herausbringen.

Ein Bürgermeister, der sein Haus anzündet. In Bichlbach (Tirol) zerstörte dieser Tage eine große Feuersbrunst den „Gasthof zur Post", mit dem darin untergebrachten Postamt, und drei Nachbarhäuser. Der Postgasthof gehörte dem Bürgermeister Josef Köck, der gleichzeitig als Postmeister fungierte. Die Nachforschungen ergaben, daß Köck, der sehr hoch versichert war, stark verdächtig ist, das Feuer angelegt zu haben. Köck wurde verhaftet.

Feuerlöschen mit Kohlensäureschnee. In der amerikanischen Industrie wird neuerdings feste Kohlensäure in Form von Kohlensäure-Eis schon vielfach zur Konservierung von Nahrungsmitteln verwendet. Kürzlich haben jedoch Versuche gezeigt, daß sich feste Kohlensäure auch als Löschmittel bei Bränden anwenden läßt. Zu diesem Zweck wird die Kohlensäure durch starken Druck zur Verflüssigung gebracht, worauf man sie aus den Zylindern, in die sie eingefüllt war, ausströmen läßt, was zur Folge hat, daß sie sich in Kohlensäureschnee verwandelt. Die Wiederverwandlung der festen Kohlensäure in gasförmige zieht nun solche Wärmemengen aus der Luft an sich, daß die Umgebung völlig einfriert und auf diese Weise die Flammen am Weiterbrennen verhindert werden.

Fröhliche Ecke.

Winterschbord. Ich komme auf eine Unterkunftshütte. Drinnen sitzt ein Herr und eine Dame. Ich grüße. Die beiden auch. Ich setze mich an einen Tisch und packe meine Sachen aus. Die zwei führen unterdessen folgendes Gespräch:

Sie: „Da is' 's awer scheen gald geworden herinne."
Er: „Ja, eeglich gald."
Sie: „Sicher is' 's Feier aus."
Er: „Dodsicher."
Sie: „Da misd mr ähmd Feier machn, weils so gald is."
Er: „Ja, das mißd mr."
Sie: „Dann wärds wohl wärmer wern."
Er: „Sicher wärds das."
Sie: „So is' 's nich mähr zum Aushaldn."
Er: „Nee, gaum mähr."
Sie: „Nich, meenst de ooch?"
Er: „Nu nadierlich meene 'ch ooch."
Sie: „Mr mißd meeglichsd schnelle Feier machn.
Er: „Nu was denne, meeglichsd schnelle."
Sie: „Sonst wärn mr nich warm."
Er: „Nee, sonste nich."

Da halte ich es nicht mehr aus und schreie: „Nein, so nicht!", gehe zum Ofen, nehme Papier und Holz, und in einer Minute brennt das Feuer. Die beiden beobachten mich, und als ich fertig bin, sagt sie:

„Warum habn Se denne so geschrien? Da brauchd mr doch geen solchn Stimmaufwand, wenn mr Feier machn will!"

(„Meggendorfer Blätter.")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.